Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter : eine Zwischenbilanz

Autor(en): **Haber, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **56 (2006)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1679

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter

Eine Zwischenbilanz

Peter Haber

Summary

The information and communication technologies, particularly the internet, have changed the process of scientific work substantially. Also historical research has been affected, but the reactions of most historians were rather reserved. The willingness to debate on a more theoretical level was very small, although some characteristics of the internet, as for example hypertextuality or multimedia, raise numerous questions. The article describes the different phases of internet development from a research tool to a tool for collaborative writing, and analyses the reception within the field of history.

Die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien und insbesondere das Internet haben in den letzten Jahren die meisten wissenschaftlichen Arbeitsschritte verändert – auch in den Geschichtswissenschaften. E-Mail, Newsletters, Homepages und bibliographische Datenbanken etwa sind heute aus dem Hochschulalltag nicht mehr wegzudenken. Kaum ein universitäres Institut kann es sich heute noch leisten, keine eigene Homepage zu haben, und kaum ein Wissenschafter mag auf die Dienste von Google, JSTOR oder auch nur auf den Online-Katalog der nächstgelegenen Universitätsbibliothek verzichten.

Die Reaktionen der historischen Zunft auf die wachsende Bedeutung des Internet waren in den letzten Jahren sehr unterschiedlich, die Palette reichte dabei von begeisterter Euphorie bis hin zur grundsätzlichen Ablehnung aller digitaler Angebote. Auffallend aber war in jedem Fall die geringe Bereitschaft, sich vertieft auf das Thema einzulassen und

Dr. phil. des. Peter Haber, Projekt «digital past, Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter», Historisches Seminar der Universität Basel, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel. peter.haber@unibas.ch

Chancen und Gefahren mit nüchternem Blick zu betrachten. Diese Unlust mag mit dem rasanten Tempo zu tun haben, mit der das Internet und die damit verbundenen Möglichkeiten einer netzbasierten Wissenschaft über die Geisteswissenschaften hereingebrochen sind.

Zur Vorgeschichte

Blenden wir kurz zurück: Vor rund vierzig Jahren begann sich eine kleine Minderheit von Historikern für den Gebrauch von Computern zu interessieren. Es war die Zeit, als Computer noch nicht unter dem Schreibtisch, sondern in klimatisierten Räumen im Rechenzentrum standen und die Steuerung der Geräte nicht mit der Maus, sondern mit Lochkarten erfolgte. Das Augenmerk lag dabei auf der Nutzung von Computern zur Auswertung numerischer Datenmengen, das hiess in aller Regel zur Erstellung von historischen Statistiken. Dies bedeutete eine zweifache Erneuerung: Zum einen stellten historische Statistiken damals einen neuen Zugang zu seriellen Quellen dar, der unter anderem beeinflusst war von den methodischen Diskussionen im Umfeld der französischen Annales-Schule. Zum anderen bedeutete die maschinelle Auswertung von Quellen eine grundsätzliche Neuausrichtung der geschichtswissenschaftlichen Arbeitsweise, die bisher geprägt war von der intellektuellen Quelleninterpretation und nicht von der Arbeit mit Maschinen.

Der Versuch, die rechnergestützte Quellenanalyse als neue historische Hilfswissenschaft zu etablieren, stiess in den sechziger Jahren allerdings auf breiten Widerstand: Das Werkzeug – der Computer – könne nicht methodenkonstituierend sein, lautete der Einwand. Zudem waren auch die Verfechter einer schliessenden Statistik skeptisch, da sie ihre Methode nicht zu einer Hilfswissenschaft degradiert sehen wollten, sondern sie zur zentralen Methode der Historiographie machen wollten[1]. In dieser frühen Phase beschränkte sich der Einsatz von rechnergestützten Auswertungsverfahren auf Grossprojekte, die grundsätzlich arbeitsteilig angegangen wurden: «EDV-Spezialisten» waren für die Dateneingabe und -auswertung zuständig, Historiker für Analyse und Interpretation der berechneten Ergebnisse. Erst in den siebziger Jahren änderte sich dieses Setting, als leistungsfähige Programmpakete auf den Markt kamen, welche die Handhabung der Rechner vereinfachten. Damit wanderte der Umgang mit der EDV-Ausrüstung zunehmend in

1 Manfred Thaller, «Entzauberungen. Die Entwicklungen einer fachspezifischen historischen Datenverarbeitung in der Bundesrepublik», in: Wolfgang Prinz, Peter Weingart (Hg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten,* Frankfurt am Main 1990, S. 138–158, hier: S. 139f.

den Aufgabenbereich von studentischen Hilfskräften und blieb damit der fachinternen Wahrnehmung immer noch weitgehend entzogen.

Neben der Nutzung von Computern zur Berechnung von historischen Statistiken gewannen parallel dazu auch nicht-numerische Anwendungen an Bedeutung. Zu nennen sind zum einen die Erstellung von bibliographischen Datenbasen, zum anderen die Entwicklung von integrierten Textprogrammen wie zum Beispiel TUSTEP, das auch heute noch verwendet und weiterentwickelt wird: Das «Tübinger System von Textverarbeitungs-Programmen» (TUSTEP) wurde

> «als Werkzeug vor allem für diejenigen Wissenschaften entwickelt, in denen Texte Objekte der Forschung sind: Philologien, Sprachwissenschaften, Literaturwissenschaften, historische Wissenschaften, Bibliothekswesen; Wissenschaften also, in denen nicht nur neue Texte als Produkt der eigenen wissenschaftlichen Arbeit erstellt und publiziert werden sollen, sondern in denen schon existierende, überlieferte, schriftlich fixierte oder zu fixierende Texte (einschließlich literarischer Texte und historischer Quellen) durch kritische Neuedition gesichert, sprachlich und stilistisch analysiert, inhaltlich erschlossen, bibliographisch erfasst werden müssen.»[2]

Mit TUSTEP, dessen Anfänge auf das Jahr 1966 zurückgehen, lassen sich – anders als mit modernen Textverarbeitungsprogrammen wie etwa Microsoft Word – Texte nicht nur erstellen und edieren, sondern Textdaten lassen sich zerlegen, sortieren, analysieren und zur statistischen Auswertung aufbereiten.

Einen tiefgreifenden Umbruch im Umgang der Historiker mit der elektronischen Datenverarbeitung bedeutete das Aufkommen von sogenannten Personal Computern (PC) in der ersten Hälfte der achtziger Jahre. Diese technische Innovation – die Maschine war nun nicht mehr Teil einer ausgelagerten Infrastruktur (Rechenzentrum), sondern Teil des persönlichen Instrumentariums – hatte «innerhalb sehr kurzer Zeit eine völlige Umwälzung des Tenors der Beurteilung der Datenverarbeitung durch die Geisteswissenschaftler im allgemeinen, die Historiker im besonderen gebracht»[3].

Der Computer stand nun nicht mehr für «Statistik» und «Tabelle» (und somit für eine letztlich nie mehrheitsfähig gewordene quantitative Geschichtsschreibung), sondern versinnbildlichte vielmehr die moderne

2 Zentrum für Datenverarbeitung (Universität Tübingen): TUSTEP. Tübinger System von Textverarbeitungs-Programmen. Version 2006. Das Handbuch, Tübingen 2005 <http://www.zdv.uni-tuebingen.de/tustep/pdf/handbuch.pdf> [28. 2. 2006], S. 11. Siehe auch: Matthias Kopp, Marc Wilhelm Küster, Wilhelm Ott, «TUSTEP im WWW-Zeitalter: Werkzeug für Anwender und Programmierer», in: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung,* 25 (2000), 1, S. 143–151.

3 Thaller 1990 (wie in Anm. 1), S. 146.

«Schreibmaschine» und reihte sich somit ein in die kulturelle Traditionslinie des Buchdruckes. Gleichwohl beschränkte sich die Auseinandersetzung mit diesem neuen Instrument auf Oberflächlichkeiten wie etwa Darstellungsfragen und blieben die EDV-Kenntnisse der meisten Historiker punktuell und wenig fundiert. Der Nutzen und der Nachteil des nun massiv zunehmenden EDV-Einsatzes schien innerhalb der Zunft (wieder) nicht zu interessieren, eine grundsätzliche Debatte über mögliche fachliche Anforderungen an die Informatik wurde (wieder) nicht geführt.

Als sich Mitte der neunziger Jahre der Durchbruch des Internet abzuzeichnen begann, war der Personal Computer bei Historikern als komfortable Schreibmaschine gut etabliert. Zusammen mit dem eigenen Zettelkasten, der nächstgelegenen wissenschaftlichen Bibliothek und den für das eigene Forschungsfeld in Frage kommenden Archiven bildete der PC in den neunziger Jahren einen unhinterfragten Teil des historischen Werkzeugkastens.

Das Internet[4] schlich sich zuerst nur langsam in die historische Forschungspraxis ein. Einen ersten Einschnitt markierten die übers Netz zugänglichen Bibliothekskataloge. In der Schweiz setzte dieser Trend zu Beginn der neunziger Jahre ein. Die ersten Kataloge der grossen wissenschaftlichen Bibliotheken wurden über das damalige Datennetz Telepac zugänglich gemacht. Uneinheitliche Katalogsysteme, komplexe Login-Prozeduren und umständliche Abfrageregeln führten dazu, dass sich die Begeisterung der potentiellen Nutzerinnen und Nutzer in Grenzen hielt und Zettelkasten und Microfiche weiterhin die bevorzugten Recherchierinstrumente der meisten Historikerinnen und Historiker blieben. Trotzdem eröffneten die neuen OPACs (Online Public Access Catalog) eine grundsätzlich neue Arbeitsweise: Relevante Literatur liess sich nicht mehr nur mit Hilfe der lokal greifbaren Bibliotheksbestände und einschlägiger (meist umständlich zu nutzender) Fachbibliographien erschliessen, sondern eine Vielzahl von Bibliothekskatalogen erlaubte die gezielte Literatur- und zum Teil auch Quellensuche am Bildschirm. Dabei war ganz entscheidend, dass eine Reihe von grossen Forschungsbibliotheken in den USA ihre Bestände sehr früh annähernd vollständig und insbesondere gut erschlossen digitalisiert und online zugänglich gemacht hatten[5].

4 Mit dem Begriff «Internet» soll an dieser Stelle die Gesamtheit der Dienste bezeichnet werden, die auf das Protokollpaket TCP/IP aufsetzen. Zu den wichtigsten Diensten zählen heute das World Wide Web und E-Mail. Anfangs der neunziger Jahre waren aber für die wissenschaftliche Nutzung auch andere Dienste von Bedeutung, etwa Telnet oder FTP.

5 Zu den Nachlässigkeiten dieser Rekatalogisierungsbemühungen siehe: Nicholson Baker, «Verzettelt», in: ders., *U & I. Wie gross sind die Gedanken?,* Reinbek 1999, S. 353–429.

Seinen Siegeszug über die engen Grenzen der technischen Wissenschaften hinaus trat das Internet Mitte der neunziger Jahre an, als das World Wide Web (WWW) – die eigentliche «Killerapplikation» des Netzes – seine Marktreife erreichte. Entwickelt wurde das WWW bereits einige Jahre früher, und zwar von Tim Berners-Lee am CERN bei Genf. Berners-Lees Absicht war, den Wissenschaftern am CERN ein Arbeitsinstrument zur Verfügung zu stellen, mit dessen Hilfe sie ihre Forschungsergebnisse auf einfache Art und Weise mit Kollegen austauschen konnten. Der Kerngedanke dabei war, dass die Texte mit Bildern angereichert und – unabhängig von ihrem Standort – miteinander verknüpft und einfach bearbeitet werden können. Diese drei Neuerungen – Multimedialität, Hypertextualität und kollaborative Arbeitsweise – sind bis heute die drei grossen Herausforderungen geblieben, denen sich die Geschichtswissenschaft im Umgang mit dem WWW zu stellen hat.

Vom Recherchieren im Netz

Die fachinterne Rezeption der neuen Möglichkeiten des Netzes folgte in den Jahren nach 1995 einer gänzlich anderen Logik: Zögerlich, aber doch zumeist begleitet von einer gewissen Faszination, wurde das WWW als zusätzliches, den herkömmlichen Instrumenten aber in jedem Fall untergeordnetes Recherchierinstrument akzeptiert. In den Einführungskursen zum Geschichtsstudium lernten die Studierenden nun den Umgang mit den neuen Hilfsmitteln. Sie erfuhren, dass man Quellen aus dem Netz gegenüber grundsätzlich misstrauisch sein soll, denn das herkömmliche Instrumentarium der Quellenkritik greife bei Online-Ressourcen nicht oder nur mit einigen Anstrengungen. Historikerinnen und Historiker übten sich im Umgang mit dem WWW als einer komfortablen, wenn auch etwas fragwürdigen Recherchierhilfe. Die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Internet konzentrierte sich auf die sinnvolle Erschliessung von Online-Ressourcen, auf die korrekte Zitierweise von solchen Materialien und auf die Frage, wie man die vielen Adressen, die man zusammengetragen hat, am besten verwalten könnte.

Ein Pionierprojekt dieser Phase war der *HistoryGuide* der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, der nach einer zweijährigen Entwicklungsphase 1997 online ging[6]. Das Konzept des HistoryGuide war einfach und gleichzeitig überzeugend: Mit dem bibliothekarischen Fachwissen zur inhaltlichen und formalen Erschliessung von wissenschaftlichen Quellen sollen neu nicht nur Bücher, son-

6 <http://www.historyguide.de> [4. 3. 2006].

dern auch relevante Online-Ressourcen bearbeitet werden. Zu diesem Zwecke wurde ein Set von Metadaten entwickelt, um den medienspezifischen Anforderungen bei der Beschreibung von Web-Angeboten gerecht zu werden. Fragen, die in der Welt der gedruckten Bücher einfach zu beantworten waren, mussten nun gänzlich neu gestellt werden: Wie legt man das Publikationsdatum einer Netzveröffentlichung fest? Sind Korrekturen an einer Webseite mit Neuauflagen gleichzusetzen? Wie lässt sich der Autor einer Netzveröffentlichung eruieren?

Schnell wurde in den – vor allem von Bibliothekaren geführten – Debatten Ende der neunziger Jahren klar, dass das neue Medium World Wide Web noch nicht die Paratexte (Gérard Genette) entwickelt hat, die in der Bücherwelt gleichsam selbstverständlich die Orientierung in den «Bücherlabyrinthen» (Nikolaus Wegmann) ermöglichen: Klappentexte, Inhaltsverzeichnisse, Register, Vorworte, Danksagungen – sie existieren im digitalen Zeitalter nicht oder nicht in einer immer als solche erkennbaren Form. Zudem wurde auch offensichtlich, dass die Erarbeitung von entsprechenden Metadaten international koordiniert werden muss, was mit dem von der EU geförderten Projekt *Renardus* in den folgenden Jahren auch geschah[7].

Der HistoryGuide existiert heute noch und ist Teil eines deutschlandweiten Verbundes ähnlicher geschichtswissenschaftlicher Projekte geworden. Das Dach über diese Aktivitäten bildet ein Portal namens *Clio-online,* das an der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird[8]. Kleinere Projekte, die das Konzept des HistoryGuide an lokale Verhältnisse adaptieren wollten, wie etwa die *History Toolbox* des Historischen Seminars der Universität Basel sind wieder vom Netz verschwunden[9].

Diese Art der manuellen Erschliessung von wissenschaftlich relevanten Online-Ressourcen war von Anfang nicht unumstritten, gab es doch mit Suchmaschinen wie Altavista und später Google eine scheinbar billigere Alternative. Tatsächlich ist Google heute schon beinahe zum Synonym für die einfache Zugänglichkeit von Wissen geworden: Überspitzt liesse sich formulieren, dass zum Wissen dieser Welt zuneh-

7 <http://www.renardus.org> [4. 3. 2006].
8 <http://www.clio-online.de> [4. 3. 2006].
9 <http://www.hist.net/htb> [4. 3. 2006]. Für eine Bilanz der History Toolbox siehe: Peter Haber, Jan Hodel, «Die History Toolbox der Universität Basel. Wie die Kulturwissenschaften mit dem Traum von der Bibliotheca Universalis umgehen», in: Christoph Lehner, H. Peter Ohly, Gerhard Rahmstorf, (Hg.), *Wissensorganisation und Edutainment. Wissen im Spannungsfeld von Gesellschaft, Gestaltung und Industrie,* Würzburg 2004 (= Fortschritte in der Wissensorganisation; 7), S. 225–233.

mend nur noch zählt, was von Google indiziert worden ist[10]. Doch die Recherche mit Hilfe eines automatisch generierten Indexes wie bei Google unterscheidet sich in einem Punkt ganz fundamental von der klassischen Recherche in Bibliotheken, Katalogen und auch in Diensten, wie es der HistoryGuide darstellt: Die Arbeit mit Google bedeutet die vollständige Ausblendung jedweder Genealogie von Wissen – oder mit anderen Worten: die Negierung diskursiver Ordnungen des Wissens und der Darstellung von Wissen. Wissen ist weder wertfrei noch entsteht Wissen frei von ökonomischen, politischen oder kulturellen Einflüssen[11]. Die Kommunikationssysteme des Buchzeitalters bilden ein ausdifferenziertes Geflecht von Konventionen und Kontrollmechanismen bei der Generierung, Authentifizierung und Distribution von Wissen[12]. Im Google-Zeitalter der digitalen Netze sind die Regeln der Bücherwelt weitgehend ausser Kraft gesetzt. Authentifizierung und Kontextualisierung – oder mit dem *terminus technicus* des Historikers gesprochen: Quellenkritik – müssen bei der Arbeit im Netz neu eingeübt werden. Nur scheint noch nicht ganz klar zu sein, nach welchen Regeln dies geschehen könnte[13].

Vom Publizieren im Netz

In den ersten Jahren des WWW-Booms wurde das Netz von den meisten Historikern fast ausschliesslich als Möglichkeit benutzt, um Informationen zu beziehen, nicht aber, um selbst Informationen im Netz einzustellen. Erst mit einigen Jahren Verzögerung wurde das WWW als mögliche Plattform zur Selbstdarstellung und zur Publikation eigener Forschungsergebnisse wahrgenommen. Besonders deutlich zeigte sich dies bei den Webauftritten Historischer Institute. Waren in den Anfangsjahren des WWW Konzeption und Pflege von Instituts-Homepages im Aufgabenbereich der EDV-Supporter, avancierte der Webauftritt ungefähr um die Jahrtausendwende vielerorts zur Chefsache. Mit dem Webauftritt einher gingen nämlich nicht selten fundamentale Grundsatzdiskussionen: Plötzlich mussten organisatorische Strukturen offengelegt

10 Siehe etwa: Kai Lehmann, Michael Schetsche (Hg.), *Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens,* Bielefeld 2005.

11 Michel Foucault, *Archäologie des Wissens,* Frankfurt am Main 1981.

12 Michael Giesecke, Von *den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft. Trendforschungen zur kulturellen Medienökologie,* Frankfurt am Main 2002; Nico Stehr, *Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens*, Frankfurt am Main 2003.

13 Peter Haber, «'Google-Syndrom'. Phantasmagorien des historischen Allwissens im World Wide Web», in: Angelika Epple, ders. (Hg.): *Vom Nutzen und Nachteil des Internets für die historische Erkenntnis. Version 1.0,* Zürich 2005, S. 73–89.

und Kompetenzen und Hierarchien benannt werden, die bisher nur informell geklärt waren. Erschwerend hinzu kam, dass dieser Klärungsprozess parallel zu einem Bürokratisierungsschub verlief, der in den letzten Jahren an den meisten europäischen Universitäten zu verzeichnen war. Nur zögerlich wurden auf den Homepages – ganz anders als in anderen Fachbereichen – eigene Texte und Forschungsarbeiten abgelegt. Das bevorzugte Kommunikationsmedium blieb in den Geschichtswissenschaften die Monographie und der Aufsatz in einer gedruckten Zeitschrift.

Es gab allerdings auch einige vereinzelte Entwicklungen, welche dieses traditionelle Kommunikationsgefüge zu durchbrechen vermochten. Das im deutschen Sprachraum vermutlich wirkungsmächtigste Projekt ist bis heute *H-Soz-u-Kult,* ein kostenloser, moderierter E-Mail-Dienst. Die Anfänge gehen auf das Jahr 1996 zurück, als an der Humboldt-Universität zu Berlin Pläne entstanden, im Rahmen des amerikanischen H-Net eine eigene Liste für den deutschen Sprachraum einzurichten[14]. H-Net – «H» steht für Humanities (und nicht für History) – ist die gemeinsame Infrastruktur von unterdessen mehr als 100 Fachlisten mit insgesamt über 100 000 Abonnentinnen und Abonnenten in mehr als 90 Ländern und ist an der Michigan State University in den USA beheimatet[15]. Das etwas zungenbrecherische Akronym H-Soz-u-Kult steht demnach für «Humanities. Sozial- und Kulturgeschichte» und widerspiegelt damit auch den Versuch, die beiden wichtigsten geschichtswissenschaftlichen Strömungen der letzten Jahrzehnte in diesem neuen Kommunikationsmedium zu vereinen.

Ende 2005 zählte H-Soz-u-Kult über 12 000 Leser, rund 550 kamen aus der Schweiz. Die Mails werden täglich verschickt, zusätzlich werden die meisten Beiträge auch auf den WWW-Seiten der Humboldt-Universität abgelegt. Insgesamt wurden im Jahr 2005 rund 3900 Beiträge veröffentlicht, wobei rund ein Viertel auf Rezensionen und ein Drittel auf Ankündigungen wissenschaftlicher Veranstaltungen entfielen. Der Rest der Meldungen bestand aus Tagungsberichten, Stellenangeboten, Zeitschrifteninhaltsverzeichnissen (so auch der SZG) und sonstigen Mitteilungen[16]. Die Rezensionen – also derjenige Teil der Liste, der in der Fachwelt wohl die grösste Beachtung findet – werden zusätzlich viertel-

14 Rüdiger Hohls, «H-Soz-u-Kult: Kommunikation und Fachinformation für die Geschichtswissenschaften», in: Katja Mruck, Gudrun Gersmann (Hg.), *Neue Medien in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften. Elektronisches Publizieren und Open Access: Stand und Perspektiven,* Köln 2004 (= Historical Social Research; 29 (2004)/1), S. 212–232.

15 <http://www.h-net.org/about> [4. 3. 2006].

16 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?pn=mediadaten> [4. 3. 2006].

jährlich in einer gedruckten Form unter dem Namen «Historische Literatur» veröffentlicht[17].

Der Erfolg von H-Soz-u-Kult liegt vermutlich daran, dass das Angebot gekonnt die Vorteile der verschiedenen Internet-Dienste kombiniert und zugleich Elemente der bisherigen Kommunikationsgewohnheiten innerhalb des Faches berücksichtigt. So gewährleistet der tägliche Versand der Meldungen eine rasche Verbreitung von Tagungsankündigungen, Stellenangeboten und ähnlichen Informationen. Aber auch im Rezensionswesen hat sich eine Beschleunigung bemerkbar gemacht: Da Rezensionen in der Regel innerhalb von wenigen Monaten nach Erscheinen des Buches publiziert werden, orientiert sich H-Soz-u-Kult bezüglich Aktualität eher an der Produktionsweise von Tages- und Wochenzeitungen, als an den Zyklen der historischen Fachzeitschriften, wo Rezensionen nicht selten erst Jahre nach Erscheinen eines Buches gedruckt werden. Diese Schnelligkeit ist nicht nur für die Leser interessant, sondern ist auch im Interesse der Autoren und der Verlage, die – nach anfänglicher Skepsis – die Redaktion mittlerweile problemlos mit Rezensionsexemplaren beliefern. Um die fachliche Qualität der Rezensionen bemüht sich eine rund dreissigköpfige Redaktion, die von einem internationalen Beirat begleitet wird. Anders als viele andere wissenschaftliche Listen wird H-Soz-u-Kult moderiert; das bedeutet, dass jeder Beitrag von einem Redakteur freigeschaltet werden muss. Dadurch werden auf der Liste einerseits nur sehr selten eigentliche Debatten geführt, andererseits lässt sich durch diese Massnahme das tägliche Mailaufkommen von der Redaktion genau steuern.

Der Erfolg von H-Soz-u-Kult wirft aber auch etliche Fragen auf: Welche Auswirkung hat dieser Beschleunigungseffekt auf die Qualität der fachinternen Debatten? Wie verschieben sich die Grenzen zwischen dem wissenschaftlichen Fachdiskurs und einer «Feuilleton-Kultur», die gerade in den letzten Jahren immer wieder auch historische Themen aufgegriffen hat? Und wie verändert sich das Machtgefüge des Faches, wenn einer der zentralen Akteure des aktuellen Rezensionenmarktes nicht mehr von renommierten Ordinarien, sondern von jüngeren Fachvertretern mit wenig institutionellem Prestige – also von Vertretern des Mittelbaus dominiert wird?

Von der Anlage her ist H-Soz-u-Kult ein interaktives Kommunikationsmedium, in der momentanen Nutzung des Dienstes steht indes die nicht-interaktive Publikation insbesondere von Fachrezensionen im Vordergrund. Ein ähnliches Profil weist auch *historicum.net* auf, das 2003

17 <http://edoc.hu-berlin.de/e_histlit/impressum.php> [4. 3. 2006].

aus dem Server Frühe Neuzeit in München hervorgegangen ist. Der Kern des Portals besteht aus zwei elektronischen Zeitschriften, sogenannten eJournals: *Zeitenblicke* und *Sehepunkte*.

Zeitenblicke, das seit 2002 in jährlich zwei bis drei Ausgaben erscheint, bildet im Grunde genommen Aufbau und Funktionsweise einer gedruckten Fachzeitschrift elektronisch ab, verfügt also über ein Herausgebergremium, eine Redaktion, eine Internationale Zeitschriftennummer (ISSN) und publiziert thematische Schwerpunkthefte[18]. Alle Beiträge können kostenlos im Netz gelesen oder heruntergeladen werden. Die Redaktion befindet sich am Historischen Seminar der Universität Köln und das Projekt ist seit 2004 eingebettet in ein Projekt des nordrhein-westfälischen Ministeriums für Wissenschaft und Forschung zur Förderung von eJournals. In diesem Projekt namens *Digital Peer Publishing* (DiPP)[19] werden netzgestützte wissenschaftliche Kommunikations- und Publikationsformen erprobt, wobei neben den technischen Rahmenbedingungen vor allem auch rechtliche und organisatorische Fragen im Mittelpunkt stehen. Ziel ist es, Publikationsformen zu entwickeln, die im traditionellen Publikationswesen nicht abgebildet werden können, etwa durch die Nutzung neuer medialer Präsentationsformen oder neuartiger Qualitätssicherungsverfahren. Auch die klassischen Begutachtungsverfahren, die bei renommierten Zeitschriften heute angewandt werden, lassen sich dank technischer Hilfsmittel ausbauen und verfeinern. Denkbar ist zum Beispiel eine Online-Begutachtung von Texten, die in einer Vorversion ins Netz gestellt und von den Gutachtern online kommentiert werden, wobei der Autor die Möglichkeit erhält, sich selber an den Diskussionen zu beteiligen. Veröffentlicht wird schliesslich eine konsolidierte Endfassung, sei es gedruckt oder wiederum online. Ein anderes neuartiges Modell zur Qualitätssicherung nennt sich *open peer commentary* und basiert auf einer Begutachtung nicht durch speziell bestellte Gutachter, sondern durch (nicht anonyme) interessierte Leser[20]. Bei einigen technischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften wurden solche und ähnliche Modelle bereits erprobt, in den Geisteswissenschaften indes scheint die Bereitschaft, auf solche Modelle einzusteigen, relativ gering zu sein. Auch im Fall der Zeitschrift *Zeitenblicke* wurde der Produktionsprozess im Vergleich mit einer traditionellen Print-Zeitschrift nicht grundsätzlich verändert. Der einzige wirklich grosse Unterschied zwischen den Texten in *Zeitenblicke*

18 <http://www.zeitenblicke.de> [4. 3. 2006].
19 <http://www.dipp.nrw.de> [4. 3. 2006].
20 Grundlegend zu diesem Thema: Michael Nentwich, *Cyberscience. Research in the Age of the Internet,* Wien 2003.

und den herkömmlichen gedruckten historischen Fachzeitschriften ist, dass die *Zeitenblicke*-Beiträge kostenfrei zugänglich sind, während gedruckte Zeitschriften allesamt nur gegen Geld zu haben sind.

Unter dem gleichen Dach von historicum.net befindet sich auch das Rezensionsjournal *Sehepunkte,* das seit 2001 einmal monatlich erscheint und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird[21]. Auch *Sehepunkte* verfügt über eine Redaktion, einen Beirat und eine eigene ISSN. Anders als die Rezensionen bei H-Soz-u-Kult werden die *Sehepunkte*-Beiträge aber nicht gedruckt und werden somit von den Bibliotheken nicht gesammelt.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, dass sich das WWW als neuer Publikationskanal für geschichtswissenschaftliche Arbeiten nur sehr zögerlich durchsetzt. Die neuen Dienste orientieren sich fast durchgängig an den Strukturen und Mechanismen des bisherigen wissenschaftlichen Publikationssystems. Die Möglichkeiten des Netzes werden nur sehr partiell akzeptiert, am herrschenden Machtgefüge des Faches, der sich natürlich auch in den Strukturen des Publikationsprozesses widerspiegelt, wird nicht gerüttelt.

Die Multimedialität des Netzes

Das World Wide Web als die neben E-Mail wichtigste Anwendung des Internet sprengt gleich in mehrfacher Hinsicht die medialen Möglichkeiten der bisherigen geschichtswissenschaftlichen Informationsträger Buch und Zeitschrift. Das WWW ist zwar im Kern ein Textmedium, es ist aber in der Lage, auf sehr einfache Art und Weise Bilder, Töne und dank massiv ausgebauter Leitungskapazitäten in den letzten Jahren auch bewegte Bilder einzubinden. Während Bilder auch in gedruckten Medien verhältnismässig einfach eingesetzt werden konnten, stellen Töne und bewegte Bilder für geschichtswissenschaftliche Veröffentlichungen eine völlig neue Dimension dar. Bisher wurden Tonträger oder Filme nur in ganz seltenen Fällen als Träger geschichtswissenschaftlicher Informationen eingesetzt, am ehesten noch als Ergänzung von Schulmaterial und populären Publikationen. Die Produktion von audiovisuellem Material bedingte bisher einen grossen apparativen Aufwand und war mit zum Teil sehr hohen Kosten verbunden, eine Integration von Audioaufnahmen in einen geschriebenen Text liess sich nur sehr umständlich realisieren. So werden heute noch Zeitzeugeninterviews mit grossem Aufwand transkribiert. Der dabei entstehende Informations-

21 <http://www.sehepunkte.historicum.net> [4. 3. 2006].

verlust – der Klang und die Emotionalität der Stimme, das Sprechtempo, die Pausen – wird in Kauf genommen und für den Rezipienten, aktuell also den Leser, sind die Originalquellen, also die Tonbandaufnahmen, nicht zugänglich.

Das WWW ermöglicht ohne teure Apparaturen die Verbindung von Text und Ton und damit eine wesentlich quellennähere Darstellung historischer Fragestellungen. Bereits haben einige Rundfunkanstalten angefangen, ihre Archive zumindest auszugsweise ins Netz zu stellen. Gerade für die Zeitgeschichte dürften sich dadurch neue Möglichkeiten – aber auch neue Unklarheiten – der Quelleninterpretation eröffnen. Unklar ist etwa die rechtliche Seite: Lässt sich – um nur ein Beispiel zu nennen – das Zitationsrecht, das für Text konzipiert wurde, auch auf Audioquellen anwenden? Oder die Frage der Authentizität: Wieweit dürfen Audioquellen technisch nachbearbeitet werden, um zum Beispiel die Verständlichkeit von Aussagen zu verbessern? Die Geschichtswissenschaft des 21. Jahrhunderts wird diese Fragen weder auf einer technischen noch auf einer juristischen Ebene alleine abhandeln können. Vielmehr wird der Umgang mit auditiven Quellen genauso eingeübt werden müssen, wie dies beim Umgang mit Bildern vor einigen Jahren auch der Fall war. Die Kulturwissenschaften haben in den vergangenen Jahrzehnten gelernt, Bilder nicht nur als illustrativen Buchschmuck zu verwenden, sondern als eine eigenständige Quellengattung zu betrachten[22]. Die technischen Möglichkeiten liessen die Text-Bild-Integration selbstverständlich erscheinen: Mit jedem Text(!)-Verarbeitungsprogramm lassen sich heute auch Bilder verarbeiten und in Texte integrieren. Die Technologie des Buchdruckes ist bereits seit geraumer Zeit in der Lage, Text zusammen mit Bildern kostengünstig zu vervielfältigen und zu distribuieren. Audioinformationen aber bedurften bis vor wenigen Jahren eines aufwendigen Handlings und die Verknüpfung mit Text und Bild war nur von Spezialisten zu bewerkstelligen. Heute gehört Audiosoftware schon fast zur Grundausstattung eines durchschnittlichen Heimcomputers und die Integration von Text und Audio ist im World Wide Web gleichsam «von Haus aus» mit dabei.

22 Siehe: Martina Hessler, «Bilder zwischen Kunst und Wissenschaft. Neue Herausforderungen für die Forschung», in: *Geschichte und Gesellschaft,* 31 (2005), S. 266–292; Rolf Reichardt, «Bild- und Mediengeschichte», in: Joachim Eibach, Günther Lottes (Hg.), *Kompass der Geschichtswissenschaft,* Göttingen 2002, S. 219–230; ferner: Gottfried Boehm (Leitung), *Iconic Criticism – Bildkritik. Macht und Bedeutung der Bilder* (Forschungsskizze), Basel 2004 <http://www.eikones.ch/downloads/antrag.pdf> [4. 3. 2006].

Die Hypertextualität des Netzes

Das zweite hervorstechende Merkmal des World Wide Web ist seine Hypertextualität. In einem Hypertext werden Textelemente nicht linear, sondern netzartig angeordnet, wobei diese netzartige Struktur durch Verweise – sogenannte Links – entsteht. Ein Hypertext folgt demnach einem grundsätzlich anderen Prinzip der Strukturierung von Wissensräumen als zum Beispiel ein gewöhnliches Buch. Dabei bildet das Buch seit der Einführung des modernen Buchdruckes in Europa vor über 550 Jahren das Leitmedium für jegliche Art von Wissensspeicherung und -tradierung. Michael Giesecke hat diese Aussage sogar noch zugespitzt und behauptet, dass die modernen Industrienationen das sprachliche Wissen zum einzig glaubwürdigen Spiegel der Umwelt erklärt hätten[23]. Bücher sind grundsätzlich linear. Sie haben einen Anfang und ein Ende. Und: Sie fordern uns, die Leserinnen und Leser, auf, sie linear zu lesen. Das Inhaltsverzeichnis und die Seitenzahlen, das Vorwort und das Nachwort – sie sind die Mahnmale des Anspruches, den der Autor an uns richtet: Ich habe das Buch geschrieben und ich will, dass Du, Leser, meinem Weg folgst. Diskrete Texteinsprengsel in der Art von «wie bereits oben ausgeführt ...» sind Kontrollmarken auf dem (imaginierten) gemeinsamen Weg von Autor und Leser. Der Traum eines jeden Autors ist der Leser, der mit ihm zusammen den Wissensraum, den er sich in harter Arbeit erschaffen hat, auf dem gleichen Pfad durchschreitet, wie er es beim Verfassen des Textes gemacht hat.

Spätestens seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, als Fussnoten in Mode kamen, ist die Linearität der Buchwelt allerdings nur noch eine – immerhin ziemlich wirkungsmächtige – Illusion. Das Aufkommen des Hypertextes bedeutet das Ende dieser Illusion, denn es gehört zum Faszinosum des WWW, dass der Leser sich jedesmal von neuem einen Pfad durch den virtuellen Wissensraum, der sich ihm präsentiert, erarbeiten muss. Der Preis, der für diese Freiheit zu zahlen ist, sollte allerdings nicht verschwiegen werden: Die Gewissheit, ein Werk vollständig und in seiner Gänze gelesen zu haben, geht verloren und es ist zu vermuten, dass sich durch diesen Wandel auch die Beziehung zwischen Autor und Leser wandelt.

Hypertextuelle Wissensräume sind immer auch Assoziationsräume. Assoziationen durchbrechen den Raum des sprachlich gesteuerten Wissens und beziehen Emotionen und Erinnerungen mit ein. Die Wissenschaft ist deshalb Assoziationen gegenüber grundsätzlich skeptisch ein-

23 Giesecke, *Mythen* (wie in Anm. 12).

gestellt. Im linearen Denksystem des Buches fristeten Assoziationen ein Schattendasein. Nur in Fussnoten und Exkursen konnte der Autor seinen Ideen, die nicht zum linearen Narrativ des Textes gehörten, freien Lauf lassen. Oder er konnte, wie es Anthony Grafton beschrieb, sich in wissenschaftlichen Nebenschauplätzen verlieren[24]. Bei einem Buch hat der Leser die Möglichkeit, das Buch auf die Seite zu legen und seinen Assoziationen ausserhalb des Narrativs, das ihm der Autor vorgegeben hat, nachzugehen. Oder er kann im Buch hin und her blättern. In beiden Fällen riskierte er aber, den roten Faden des Textes zu verlieren. Die Möglichkeiten, während des Lesens einen Sinn ausserhalb der vorgegebenen Struktur zu konstruieren, sind reduziert auf einige wenige Techniken der Wissensorganisation wie zum Beispiel Randnotizen oder Zettelkasten. Hier eröffnet die hypertextuelle Anordnung des World Wide Web weitaus mehr Möglichkeiten, denn der Autor kann versuchen, die Assoziationen seines Lesers zu beeinflussen und entsprechende Verweise in seinen Text einbauen oder seinen Text direkt mit anderen Texten, Bildern, Tönen verknüpfen.

Die Bereitschaft der Geschichtswissenschaft, auf diese neue Form der Wissensaufbereitung einzugehen, ist gering. Die meisten geschichtswissenschaftlichen Texte, die bisher im WWW publiziert wurden, bilden das lineare Gefüge des gedruckten Mediums ab und lassen sich nicht auf die neuen hypertextuellen Möglichkeiten des Netzes ein. Eine der wenigen Ausnahmen stellt das Projekt *pastperfect.at* dar, eine interdisziplinäre Annäherung an die Welt der Renaissance und Reformation, bestehend aus 700 Texten mit 70 000 Verknüpfungen und mehr als 60 Autorinnen und Autoren[25]. Die Website ist allerdings kein geschichtswissenschaftlicher Beitrag zur Zeitenwende des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern richtet sich vielmehr an interessierte Laien sowie Schülerinnen und Schüler.

Für die hypertextuelle Produktion von Forschungsbeiträgen scheint nicht nur die Zeit noch nicht reif zu sein, auch die entsprechenden Werkzeuge, um solche Textsysteme mit der nötigen Differenzierung einfach erstellen zu können, sind noch ein Desiderat.

Vom kollaborativen Schreiben der Geschichte

Während die meisten Historikerinnen und Historiker die Online-Recherche heute als willkommene Ergänzung zu den klassischen Biblio-

24 Anthony Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fussnote,* Berlin 1995.
25 <http://pastperfect.at> [4. 3. 2006].

graphiertechniken zu akzeptieren scheinen und langsam sogar die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen im Netz salonfähig wird, ist ein Modus der Internet-Nutzung noch weit davon entfernt, in der *scientific community* auch nur ernsthaft wahrgenommen zu werden: das gemeinsame Verfassen von Texten online. Das Phänomen des *collaborative writing* erfreute sich in den letzten Monaten zwar einer gewissen Medienaufmerksamkeit, allerdings nicht in einem wissenschaftlichen Kontext, sondern dank *Wikipedia*[26].

Wikipedia ist eine Online-Enzyklopädie, bei der nicht nur die Inhalte frei zugänglich sind, sondern bei Wikipedia kann jede und jeder die Inhalte eines bestehenden Textes überarbeiten, neue Stichworte anlegen und Texte miteinander verknüpfen. Das Spezielle an der Software ist, dass jede Änderung auf jeder einzelnen Seite jederzeit nachvollziehbar ist und notfalls auch wieder rückgängig gemacht werden kann. Der Erfolg von Wikipedia ist beeindruckend: die Enzyklopädie existiert in über 100 Sprachversionen (so auch in Rumantsch[27]), die deutschsprachige Version umfasst über 360 000 Artikel und täglich werden es mehr. Was anfänglich von den meisten Beobachtern als anarchischer Versuchsballon einiger Netz-Freaks abgetan wurde, hat sich im Laufe des Jahres 2004 zu einer ernsthaften Konkurrenz für die renommierten Lexikon-Produzenten gemausert. In einem ausführlichen Inhaltstest der Fachzeitschrift *c't* liess Wikipedia seine Konkurrenten Encarta 2005 Professional von Microsoft und die Premium-Edition 2005 des Brockhaus (Bibliographisches Institut) jedenfalls klar hinter sich[28].

Wikipedia ist bis heute nicht nur der grösste Versuch, dem phantasmatischen Traum von einer allumfassenden Enzyklopädie näher zu kommen, sondern es ist auch das grösste Text-Collaboratory des Internet-Zeitalters. Während Wikipedia wohl auch in Zukunft für den Fachhistoriker keine brauchbare Quelle sein wird, hat sich das bei Wikipedia praktizierte Schreibkonzept (und die hinter Wikipedia stehende Software namens Mediawiki) langsam auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen zu etablieren begonnen. Das deutsche Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert unter dem Namen *WIKINGER* (Wiki Next Generation Enhanced Repository) ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, bei dem Informatiker, Ingenieurswissenschafter und Historiker zusammenarbeiten, um Methoden und Verfahren internetbasierter Wissensgenerierung und -organisation zu untersuchen. Ziel

26 <http://de.wikipedia.org> [4. 3. 2006].
27 <http://rm.wikipedia.org> [4. 3. 2006].
28 Michael Kurzidim, «Wissenswettstreit. Die kostenlose Wikipedia tritt gegen die Marktführer Encarta und Brockhaus an», in: *c't,* 2004, 21, S. 132–139.

von WIKINGER ist der Aufbau einer Plattform, die es Wissenschaftlern ermöglicht, effizient und ortsunabhängig in Wissensbasen ihres jeweiligen Fachgebiets zu recherchieren und kollaborativ über das Internet neues Wissen zu generieren. Im Mittelpunkt steht dabei die Vernetzung der neu erarbeiteten Beiträge mit bereits vorhandenem Wissen. Im Rahmen von WIKINGER wird auf diese Weise exemplarisch die Geschichte des Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert bearbeitet, später soll WIKINGER auch für andere Forschunsgfelder eingesetzt werden können[29].

Fazit

Die technischen und medialen Entwicklungen der letzten zehn Jahre bescherten den Geschichtswissenschaften eine Reihe von einschneidenden Veränderungen, denen bisher eher mit Skepsis und Ablehnung als mit Interesse und Offenheit begegnet wurde. Nicht Euphorie und Aktivismus sind heute gefragt, sondern die Bereitschaft, sich inhaltlich mit den Rahmenbedingungen einer Geschichtsschreibung im digitalen Zeitalter auseinanderzusetzen. Die Entwicklungen der letzten Jahre und die damit ausgelösten strukturellen Veränderungen lassen sich nicht mehr stoppen, sondern höchstens in eine Richtung beeinflussen, die auch den Bedürfnissen und Anforderungen der Geschichtswissenschaften Rechnung zu tragen versucht. Und damit wäre schon viel erreicht. Das Rüstzeug, das die Geschichtswissenschaften für diese Auseinandersetzungen mitbringen, ist im Grunde genommen so ungeeignet nicht: Quellenkritik und kritische Analyse gehören traditionellerweise zu den klassischen Kernkompetenzen des Faches. Ein kreativer Umgang mit diesen Kompetenzen im Hinblick auf die laufenden und noch zu erwartenden Debatten um die Zukunft der Geschichte könnte dazu beitragen, die diskursive Hoheit über einige in letzter Zeit verlorene Gebiete wieder zurückzugewinnen.

29 Siehe: <http://www.clio-online.de/hist2006/userinfoviewpaper.php4?paper_id=125> [4.3. 2006].